

## Übergangsforschung: die Anfänge

„Übergangsforschung, so scheint es, ist auf dem Wege, sich als ein system- und handlungstheoretisches, quantitative und qualitative Forschungsmethoden umspannendes, selbstbezüglich und normativ auf die Problematik von Übergangsstrukturen und –prozessen gerichtetes Forschungsprogramm zu profilieren“, stellt Günter Kutscha 1991 fest<sup>1</sup>. Es soll auch schon hier festgehalten werden: Es ist das Jahr 1991, also zwei Jahre nach der Wiedervereinigung, aber die Rede ist ausschließlich von der alten Bundesrepublik.

Er sieht Entstehungslinien auf die Bildungsreformdiskussion seit Mitte der 60er Jahre und das verstärkte Interesse an der Einmündung in Berufsausbildung und Erwerbstätigkeit, das u.a. mit der Gründung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 1967 Impulse erhält, zurückgehen, aber auch auf die Belebung der Lebenslaufforschung. Symptomatisch für die allmähliche Etablierung als Forschungsbereich seien Fachtagungen und Kooperationen dezidiert forschungskooperativer Akzentsetzung insbesondere in der 2. Hälfte der 80er Jahre, wie z.B. der 1988 gegründete und an das DJI angelehnte „Arbeitskreis Übergangsforschung“<sup>2</sup>.

*Ausgangspunkt: Die Berufseinmündung wird krisenanfälliger*

Damit war wohl auch in gewisser Weise eine Verlagerung des Interesses an Bildungsübergängen von jenen zwischen Grundschule und Sekundarschule 1 zu jenen des Übergangs in die Berufsausbildung verbunden. Dieses Interesse, so Kutscha, sei sowohl als Reaktion auf Ausbildungsmarktkrisen und als auch auf erhebliche soziale Veränderungen in diesem Übergangsfeld zu verstehen, wie etwa – unter Bezug auf einen Aufsatz von Paul-Kohlhoff/Kruse aus dem Jahr 1987<sup>3</sup> – dem Umstand, dass eine Berufsausbildung immer mehr eine notwendige, aber keineswegs hinreichende Voraussetzung für den Eintritt auf einen qualifizierten Arbeitsplatz sei.

Für Kutscha ist aber letztlich doch eine *berufspädagogische Perspektive* leitend; sie führt auch zu dem von ihm 1986 mitinitiierten, sehr frühen Beispiel der Regionalen Berufsbildungsberichterstattung<sup>4</sup>: „Bei der Konzeptentwicklung für die regionale Berufsbildungsberichterstattung der Stadt Duisburg ließen wir uns von der Idee leiten, das regionale Bildungssystem konsequent als Übergangssystem zu beschreiben, zu analysieren und daraus prognostische Schlüsse für die weitere Entwicklung zu ziehen.“(S.132). Das Duisburger Beispiel steht im Übrigen für eine wichtige Entwicklung der 80er Jahre: nämlich

---

<sup>1</sup> Günter Kutscha 1991: Übergangsforschung – Zu einem neuen Forschungsbereich, in: Klaus Beck, Adolf Kell (Hrsg): Bilanz der Bildungsforschung. Stand und Zukunftsperspektiven, Weinheim 1991, S. 113-155, hier: S.114

<sup>2</sup> Deutsches Jugendinstitut München (DJI), Landesinstitut Sozialforschungsstelle Dortmund, SOFI Göttingen, Institut für Arbeitsmarkt-und Berufsforschung (IAB) Nürnberg, Institut für Sozialforschung Frankfurt am Main, Universität Bremen, Universität Duisburg und eine größere Zahl weiterer Forscher\*innen

<sup>3</sup> Wilfried Kruse/Angela Paul-Kohlhoff 1987: Jugendliche: Orientierungslos im Wandel von Ausbildung und Beschäftigung?, in Ansgar Weymann (Hg): Bildung und Beschäftigung. Sonderband 5 der Sozialen Welt, Göttingen, S. 121-139

<sup>4</sup> Noch früher: DGB Kreis Mark, Jürgen Strauß Sozialforschungsstelle Dortmund 1983: Zur Ausbildungsplatzsituation im Märkischen Kreis, Lüdenscheid

die verstärkte Aufmerksamkeit gegenüber lokalen und regionalen Unterschieden, ihren Ursachen und ihren Folgen.<sup>5</sup>

### *Ausbildung und gesellschaftliches Bewusstsein*

Keine Erwähnung finden bei ihm drei weitere Quellen der Übergangsforschung, die man vielleicht als berufs- und arbeitssoziologische und als feministische bezeichnen könnte, und die beide auch als Echo von 1968 und der folgenden Jahre einer kurzen Aufbruch- und Reformperiode, während derer z.B. 1969 das Berufsbildungsgesetz reformiert wurde, verstanden werden können.

Da sind also zunächst wichtige berufs- und ausbildungssoziologische Forschungen aus dieser Zeit, die in erheblichem Maße von Fragen nach dem gesellschaftlichen Bewusstsein von Auszubildenden, die damals noch Lehrlinge genannt wurden, und emanzipatorischen Erwartungen geprägt waren.

Wolfgang Lempert mit seinen Forschungen beim Max-Planck-Institut für Bildungsforschung war damals durchaus einflussreich. Dies gilt auch für sein Verständnis von „Emanzipativer Wissenschaft“<sup>6</sup>. Vor dem Hintergrund der damals weit verbreiteten Benutzung des Begriffs Emanzipation bemüht er sich um eine Präzisierung, die ihn zunächst dazu führt, Emanzipation gewissermaßen negativ zu definieren, nämlich als eine „Verringerung von Beschränkungen für die Artikulation und Befriedigung menschlicher Bedürfnisse“ (S.29). Schließlich formuliert er die Aufgabenstellung Emanzipative Wissenschaft so: „Emanzipative Wissenschaft hat keine Patentrezepte anzubieten, die mit Sicherheit zum Heil führen. Der Fortschritt der Emanzipation ergibt sich aus dem Zusammenwirken vieler theoretischer und praktischer Aktivitäten. Ihr Weg ist schwierig, ihr Erfolg ungewiss, ihre Theorie darum nicht dogmatisch, sondern hypothetisch, ihr Vorgehen experimentell. Ihr Prüfstein ist die kommunikative Erfahrung nachlassenden Leidens“(S.35f).

Als empirische Studie einschlägig war der 1974 zusammen mit Wilke Thomsen verfasste Bericht „Berufliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewusstsein“<sup>7</sup>. Im selben Zusammenhang ist die Studie von Evelies Mayer und Wilhelm Schumm „Betriebliche Ausbildung und gesellschaftliches Bewusstsein“ von 1983<sup>8</sup> und die kritische Reflexion auf die Jugendforschung von Martin Baethge et. al. ebenfalls aus dem Jahr 1983<sup>9</sup> zu sehen<sup>10</sup>.

---

<sup>5</sup> Stark gefördert wurde diese Orientierung durch das Bundesprogramm „Lernende Regionen“ seit 2001: Bundesweit wurden 72 „Lernende Regionen“ durch das im Jahr 2001 eingerichtete Programm des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) mit Beteiligung aller Länder und des Europäischen Sozialfonds der EU gefördert. Ziel des Förderprogramms war es, auf Dauer angelegte, regionale Bildungsnetzwerke zu etablieren.

<sup>6</sup> Wolfgang Lempert 1974 „Berufliche Bildung als Beitrag zur gesellschaftlichen Demokratisierung“ Frankfurt am Main

<sup>7</sup> Wolfgang Lempert, Wilke Thomssen 1974: Berufliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewusstsein, Stuttgart

<sup>8</sup> Evelies Mayer, Wilhelm Schumm et. al. 1983: Betriebliche Ausbildung und gesellschaftliches Bewusstsein. Die berufliche Sozialisation Jugendlicher, Frankfurt am Main/New York

<sup>9</sup> Martin Baethge et. al. 1983: Jugend und Krise – Krise aktueller Jugendforschung, Frankfurt am Main/New York

<sup>10</sup> Vergl. auch zusammenfassend: Wilfried Kruse 1987: Jugend und Arbeit, in: Werner Fricke et.al. (Hrsg). Jahrbuch Arbeit und Technik in Nordrhein-Westfalen 1987, S. 3-16

## *Wandel der Arbeitswelt*

Zugleich sind die 70er und 80er Jahre eine Periode, in der sich die Arbeitswelt dramatisch schnell verändert. Die empirische Studie „Jugend und Krise“ aus dem SOFI Göttingen, die der Vorstudie aus dem Jahr 1983 folgte und 1987 veröffentlicht wurde, nimmt dies u.a. unter dem Aspekt von Ausbildungsmarktkrisen, unterschiedlichen ausbildungsbiografischen Verläufen und der subjektiven Bedeutung von Arbeit auf<sup>11</sup>.

Seit den 1970er Jahren entfaltete sich ein grundlegender Wandel der Arbeitswelt. Zu dessen Folgen – und verstärkt in den 80er Jahren und auch durch den Fall der Mauer mit verursacht – gehörten u.a. verstärkte Rationalisierungen, das Aufkommen neuer ausdifferenzierter Berufsfelder, eine wachsende Unsicherheit von Arbeitsplätzen sowie eine erneut wachsende soziale Ungleichheit. Internationalisierung und Globalisierung der Produktion wuchsen.

Gleichzeitig veränderten der Übergang zur Dienstleistungswirtschaft und der durch die Digitalisierung rasant beschleunigte technologische Wandel der Produktion die Qualifikations- und Flexibilitätsanforderungen an Arbeitnehmer\*Innen nachhaltig. In der Kumulation bewirkten diese Entwicklungen, dass Arbeitsverhältnisse sich polarisierten, fragmentierter, elastischer, poröser und fluider wurden, und soziale Ungleichheit – verstanden als systematische Vor- und Nachteile im Zugang zu sozialen Positionen, gesellschaftlichen Ressourcen und Handlungschancen – erneut zunahm.

## *Ausbildungsqualität*

Die Neuordnung von Ausbildungsberufen und die Entwicklung neuer Ausbildungsberufe, die bisherige angelernte Tätigkeiten in den Prozessindustrien ablösten, veränderten die Einmündungen in die Arbeit. Ausbildung überhaupt<sup>12</sup> wurde weitgehend zu einer wirklichen Voraussetzung für Erwerbstätigkeit, sie wurde notwendig, war aber nicht hinreichend, um eine gute Arbeit und eine sichere Beschäftigungsperspektive zu erhalten.

Es ist im Übrigen eine Periode, die stark durch die Bemühungen um eine Verbesserung der *Ausbildungsqualität* geprägt war, die durchaus auch von den Gewerkschaften angetrieben wurden<sup>13</sup>. In diesem Feld gab es angesichts von Wandel und Krisen erheblichen Orientierungsbedarf, auf den z.B. auch mit Gutachten geantwortet wurde<sup>14</sup>. Die Beteiligung an einer Reihe von *Modellversuchen zur Gestaltung betriebliche Berufsausbildung* lieferte

---

<sup>11</sup> Martin Baethge, Brigitte Hantsche, Wolfgang Pelull, Ulrich Voskamp 1987: Jugend und Krise. Eine empirische Untersuchung zur Bedeutung von krisenhaften Arbeitsmarktentwicklungen für Arbeitsbewusstsein, Arbeitsverhalten und Interessenorientierungen von Jugendlichen/jungen Erwachsenen, Göttingen (SOFI)

<sup>12</sup> Vergl. hierzu u.a.: Wilfried Kruse 1986: Verallgemeinerung der Berufsausbildung auf der Basis des „dualen Systems“. Zur Schlüsselfunktion der betrieblichen Berufsausbildung für den Eintritt in das Arbeitsleben, in: Werner Fricke et. al. (Hrsg): Jahrbuch Arbeit und Technik in Nordrhein-Westfalen 1986, Bonn, S. 181-194

<sup>13</sup> Die erwähnte SOFI-Studie von 1987 kam u.a. auch auf Initiative des DGB zustande und wurde von der Hans-Böckler-Stiftung mitgefördert. Dies gilt z.B. auch für eine Handreichung zu „Qualität der Ausbildung im Betrieb“ als Handlungshilfe für Betriebsräte, Jugendvertreter und Ausbilder, die Elmar Witzgall und Wilfried Kruse (Sozialforschungsstelle) 1986 für die IG Chemie, Papier, Keramik erarbeiteten.

<sup>14</sup> z.B. Wilfried Kruse, Gertrud Kühnlein, Angela Paul-Kohlhoff, Jürgen Strauß 1989: Berufsausbildung im Wandel- Neue Aufgaben für die Berufsschule. Gutachten im Auftrag der Max-Traeger-Stiftung Frankfurt am Main

durchaus auch im Sinne des von Lempert vorgeschlagenen „experimentellen“ Vorgehens wichtige Erkenntnisse für die Übergangsforschung<sup>15</sup>.

### *Ausbildung als Erfahrungsprozess*

Schon früher, nämlich aus dem Jahr 1981, datiert die empirische Studie „Facharbeiter werden – Facharbeiter bleiben?“ aus der Sozialforschungsstelle Dortmund<sup>16</sup>. Ihr Untertitel verweist schon darauf, worin sie sich unterscheidet: Betriebserfahrungen und Berufsperspektiven von gewerblich-technischen Auszubildenden in Großbetrieben. Sie versteht sich auch als ein Beitrag zur *arbeitsbezogenen Jugendforschung*.

Zentrales Thema ist hier in der Tradition der kritischen arbeits- und betriebssoziologischen Forschung die betriebliche Ausbildung als Erfahrungsprozess, in dem sich das (Fach-)Arbeiterwerden und die damit verbundenen Arbeits- und Lebensoptionen konkretisieren. Berufs- und Betriebswahlen und die damit verbundenen Erwartungen und Wünsche werden rekonstruiert. Subjektive Erfahrungs- und Entscheidungsprozesse in Auseinandersetzung mit den betrieblichen Gegebenheiten stehen im Zentrum und damit auch ihre hohe einzelbetriebliche Prägung. Diese Einsichten führen später zu einer Kritik an der Einzelbetriebsgebundenheit der deutschen „Dualen Ausbildung“<sup>17</sup>.

Nicht „Bewusstsein“, sondern *Lebenspraxis und Lebensperspektive* ist hier der konzeptionelle Zugang, der es erlaubt, die Frage nach dem Gewicht von Ausbildung und Arbeit im *Lebenszusammenhang* zu stellen und ihr empirisch und theoretisch nachzugehen.

Diesem Ansatz benachbart ist, - wie im Rückblick deutlich wird, der Zugang, den Harry Friebel mit der Veröffentlichung „Von der Schule in den Beruf“ aus dem Jahr 1983<sup>18</sup> präsentiert, in dessen Zentrum ein ausführlicher Bericht über die Hamburger Jugendstudie steht. Diese empirische Studie, die der „Weichenstellungen“ für Ungleichheit nachgeht, fasst den Übergangsprozess biografisch wesentlich weiter, indem sie schon in der Schulzeit selbst ansetzt und die Alltagserfahrungen von Jugendlichen ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt.

### *Lebenszusammenhänge...*

Friebel hält darin – wie dies auch in der Studie der Sozialforschungsstelle geschieht – daran fest, dass der Lebenszusammenhang, in dem sich Jugendliche befinden, auf der einen Seite eine Art „Zwangszusammenhang“ darstellt, auf der anderen Seite – und insbesondere in der fortschreitenden Jugendphase – auch Entscheidungs- und Handlungsoptionen bereithält und

---

<sup>15</sup> In den 80er Jahren war z.B. die Sozialforschungsstelle an Modellversuchen zur Modernisierung der Berufsausbildung bei den Unternehmen Veba Oel, Hoesch Hüttenwerke und ThyssenKrupp und an diversen Modellen zur regionalen Übergangsgestaltung beteiligt.

<sup>16</sup> Wilfried Kruse, Gertrud Kühnlein, Ursula Müller 1981: Facharbeiter werden – Facharbeiter bleiben? Frankfurt am Main/New York

<sup>17</sup> Die Kritik an Marktvermitteltheit und Einzelbetriebsabhängigkeit eines wichtigen Teils der Berufsausbildung ist ein „roter Faden“ unserer Auseinandersetzung mit dem „Dualen System“ bis heute. Erstmals formuliert in: Wilfried Kruse 1986: Von der Notwendigkeit des Arbeitsprozeß-Wissens, in: Jochen Schweitzer (Hrsg): Bildung für eine menschliche Zukunft. Bildungspolitischer Kongreß der GEW 1986 in Hannover, Frankfurt am Main, S. 188-193

<sup>18</sup> Harry Friebel (Hg) 1983: Von der Schule in den Beruf. Alltagserfahrungen Jugendlicher und sozialwissenschaftliche Deutung, Opladen

damit der Verfügung über die hierfür nötigen „Ressourcen“ entscheidende Bedeutung beikommt.

Das Konzept vom Lebenszusammenhang war damals noch nicht sehr gut ausgefaltet – und ist es wohl auch heute noch nicht? Klassisch war die Annahme, dass bei Arbeiterjugendlichen das gesamte Leben durch die „Dominanz der Lohnarbeit“ geprägt sei und dies sowohl in der Herkunftsfamilie als auch in Ausbildung und ersten Arbeitsjahren erlernt wird. In dieser Sichtweise erscheint die Lebensorganisation eben als durch den Imperativ der Lohnarbeit „zwangsweise“ zusammengehalten, oder in klassischer Terminologie: als bloßer Reproduktionszusammenhang. Demgegenüber wird im Konzept von Lebenszusammenhang die Eigenlogik der verschiedenen Lebensbereiche betont, also z.B. von persönlicher Entfaltung, Freundschaft, Liebe und Familie, die sich auch gegenüber der „Arbeit“ Geltung verschafft.

*... auch in vergleichender Perspektive: intergenerational und regional*

Es gibt den Lebenszusammenhang damit also sowohl als einen vorausgesetzten, aber nicht invarianten, als auch als den gelebten und damit nicht völlig beliebig, aber durch selbst gestalteten. Gerade die 70er und frühen 80er Jahre sind in dieser Hinsicht Zeiten eines Wandels, der insbesondere auch durch den Vergleich zwischen den Jugendlichen und jungen Erwachsenen, ihren „Lebensperspektiven“ und Entscheidungen und jenen der Elterngeneration deutlich wird.

Von daher war für die arbeitsbezogene Jugendforschung an der Sozialforschungsstelle wichtig, sich mit Arbeit und Lebenszusammenhängen auch im intergenerationellen Vergleich auseinanderzusetzen und der Frage nachzugehen, welche Bedeutung die Anschauung des erwachsenen Lebenszusammenhangs nahestehender oder als Bezug wichtiger Personen für die Perspektiventwicklungen und Entscheidungen der nachfolgenden Generation hat<sup>19</sup>.

*Blinder Fleck: Gender*

Das Konzept der Lebenszusammenhänge brachte eine Offenheit, die es auch erlaubte, Diskurse und Impulse aus der lebensweltorientierten Jugendforschung, insbesondere aus der Gruppe um Jürgen Zinnecker und Imbke Behnken, mit aufzunehmen. In der Wiesbadener Zeit des *Jugendbüros* gab es einen lebhaften Austausch<sup>20</sup>. Es wurde aber auch ein „blinder Fleck“ der vor allem der auf *Lehrlinge* bezogenen bisherigen Forschung immer greifbarer: ausschließlich oder hauptsächlich war in ihnen von *männlichen Jugendlichen* die Rede. So besteht z.B. die untersuchte Gruppe in „Facharbeiter werden – Facharbeiter bleiben?“ aus der Sozialforschungsstelle ausschließlich aus jungen Männern.

Das änderte sich Ende der 70er Jahre durch die Modellversuche zur *Öffnung gewerblich-technischer Berufe für Frauen*<sup>21</sup>, die die Problematik nach Gender gespaltener

---

<sup>19</sup> Als Beispiele für diese intergenerationelle Blickrichtung: Wilfried Kruse, Angela Paul-Kohlhoff 1990: Strukturkrisen und Arbeiterfamilien, in: Projekt Jugend und Arbeit (Hrsg): Jugendliche beim Einstieg in das Arbeitsleben, München, S. 57 – 75 // Oberhausen-Buch

<sup>20</sup> Projektgruppe Jugendbüro und Hauptschülerarbeit 1975: Die Lebenswelt von Hauptschülern, München; Wahnsinn, das ganze Leben ist Wahnsinn: ein Schülertagebuch. Karin G: 1978, Frankfurt am Main

<sup>21</sup> An der Sozialforschungsstelle wurden parallel und konzeptionell miteinander verknüpft zwei Modellversuche durchgeführt, nämlich einer des Landes NRW an verschiedenen Standorten und einer bei der VEBA-Oel-AG in

Ausbildungsverhältnisse geradezu provozierte. Insbesondere der Modellversuch bei der Veba Oel AG in Gelsenkirchen erwies sich in verschiedener Hinsicht<sup>22</sup> als sehr fruchtbar und zeigte zugleich die Grenzen einzelbetrieblicher Modellansätze auf<sup>23</sup>. Etwas später wurde dies um eine Studie in einem „klassischen“ Feld weiblicher Erwerbstätigkeit erweitert: Junge Frauen als Auszubildende und Erwerbstätige im Warenverkauf – Berufliche Sozialisation, Arbeits- und Lebensperspektiven<sup>24 25</sup>

Wichtige Impulse für diese differenzierte Analyse kamen von Helga Krüger mit ihrer – in einem späteren Aufsatz so zugespitzten - zentralen These, in die Übergangswege seien „zugleich Geschlechterverhältnisse eingelagert, die männliche und weibliche Lebensläufe sehr viel stärker rahmen, als dies im europäischen Ausland der Fall ist“<sup>26</sup>. Aus dieser frühen Auseinandersetzung entwickelte sich über die Jahre eine systematische Kritik der beruflichen Bildung in Deutschland als einem „männlichen Projekt“<sup>27</sup>.

*„Doch nicht die Lust an der Arbeit verloren“: ein Zwischenresümee*

Nach fast zehn Jahren der empirischen Beobachtungen zu den sozialen Differenzierungen und sich verändernden „settings“ im Übergang von der Schule in Ausbildung und Arbeitswelt kann 1987 unter dem Titel „Doch nicht die Lust an der Arbeit verloren. Jugend und Arbeit, Jugendforschung und Jugendliche“<sup>28</sup> ein vorläufiges Resümee gezogen werden.

Der Wandel in den Lebensansprüchen gegenüber der Elterngeneration scheint vor allem darin zu liegen, dass die Jugendlichen alle Bereiche ihres Lebens als unverzichtbare Bestandteile intensiv leben wollen: die jungen Männer also auch die Familiensorge, die jungen Frauen auch dauerhafte qualifizierte Berufstätigkeit. Erst mit der Relativierung der Arbeit im Leben gerät sie als ein Feld der persönlichen Entfaltung vollständig in den Blick; das meint „doch nicht die Lust an der Arbeit verloren“, nämlich dann, wenn sie Sinn macht und Befriedigung gibt und man mit ihr eine selbstständige Lebensführung sichern kann. Alle Lebensbereiche intensiv leben wollen: das gilt schon für die Jugendphase, die die Jugendlichen nicht mehr als bloßes Übergangsstadium begreifen, sondern als Zeit zum Leben.

---

Gelsenkirchen; vergl. den zusammenfassenden Bericht Petra Glöß et.al. 1981: Frauen in Männerberufen. Gewerblich-technische Ausbildung – eine Chance für Frauen? Frankfurt/New York

<sup>22</sup> Nämlich als „Fundus“ für eine gendersensible Übergangsforschung, so z.B. sehr früh Angela Paul-Kohlhoff 1981: „Wie fühlt Ihr Euch denn in Männerberufen?“ Was Hauptschüler(innen) von Auszubildenden wissen wollten, in Westermanns Pädagogische Beiträge Heft 4/April 1981, und in Hinblick auf Impulse für eine didaktische Reform betrieblicher Ausbildungsabläufe

<sup>23</sup> Angela Paul-Kohlhoff 1986: Chancen und Begrenzungen einzelbetrieblicher Ausbildungsreform – am Beispiel eines Modellversuchs, in: Werner Fricke, et. al. (Hrsg): Jahrbuch Arbeit und Technik in Nordrhein-Westfalen 1986, S.207 -2017

<sup>24</sup> Gefördert vom damaligen Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit

<sup>25</sup> Die Ergebnisse und Einsichten aus den verschiedenen Projekten wurden zusammenfassend zur Diskussion gestellt: Kruse, Wilfried; Kühnlein, Gertrud; Müller, Ursula (Hrsg.): *Arbeitsmarkterfahrungen und Berufsorientierungen Jugendlicher. Beiträge zu einem Workshop der Sozialforschungsstelle Dortmund*; München: DJI Verlag, 1983

<sup>26</sup> Helga Krüger 2003: Berufliche Bildung. Der deutsche Sonderweg und die Geschlechterfrage, in: Berliner Journal, Heft 4, S.497-510

<sup>27</sup> Vergl. hierzu erneut Angela Paul-Kohlhoff 2012: Berufliche Bildung – ein männliches Projekt? In: Eva Kuda et.al. (Hrsg): *Akademisierung der Arbeitswelt? Zur Zukunft der beruflichen Bildung*, Hamburg, S. 259-266

<sup>28</sup> Wilfried Kruse, Angela-Paul- Kohlhoff, in *Frankfurter Hefte/Neue Gesellschaft*, S. 1051 - 1055

Ansprüche und Versuche, mit ihrem Leben souverän umzugehen, stoßen aber an die harten Grenzen der Wirklichkeit. Arbeit soll weder nur Last sein, noch soll Arbeit das ganze Leben beherrschen. Die Wirklichkeit vieler Jugendlicher – junger Männer wie junger Frauen - steht aber im krassen Gegensatz dazu. Diese Veränderungen finden im Motto des Jahresforums 2011 der Arbeitsgemeinschaft Weinheimer Initiative, das in Hoyerswerda stattfand, ein spätes Echo: „Lehrstück Übergang“. Dort heißt es u.a. : „Die Arbeitsgemeinschaft „Weinheimer Initiative“, die kommunale Verantwortungsübernahme bei der Gestaltung des Übergangs Schule-Arbeitswelt vertritt, sieht den jungen Erwachsenen als Subjekt des Übergangsgeschehens nicht nur als künftigen Auszubildenden oder Arbeitnehmer, sondern ganz wesentlich auch als junge Mitbürgerin bzw. als jungen Mitbürger. Die Erfahrungen, die die jungen Erwachsenen im Übergang machen, sind von daher zugleich und ganz wesentlich auch als Erfahrungen mit unserer Gesellschaft und ihren Umgang mit zentralen Werten zu verstehen.“<sup>29</sup>

### *„Differenzielle Übergangsforschung“: ein Theoretisierungsansatz*

Kommen wir auf Kutscha' s Skizze der Übergangsforschung aus dem Jahr 1991 zurück. Er sieht einen Theoriebedarf bei der Vermittlung dreier Aspekte: der Pluralisierung, Hierarchisierung und Vernetzung von Übergangsverläufen, unter besonderer Berücksichtigung neuer Formen von Selektion und Risikoverteilung und dem Verhältnis von individueller Selbstorganisation und institutioneller Steuerung.

Aus seiner Sicht bietet sich das von Walter Heinz vorgeschlagene Konzept einer „differenziellen Übergangsforschung“<sup>30</sup> hierfür an, vor allem in Bezug auf die Verschränkung struktur- und subjektbezogener Übergangsanalysen. Und tatsächlich spielen dieser Ansatz sowie auch die Projekte und Ergebnisse des Bremer DFG-Sonderforschungsbereichs „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“ in den Debatten gegen Ende des Jahrzehnts eine wichtige Rolle. Es sieht so aus, als würde für die Übergangsforschung eine Phase der Theoretisierung beginnen.

Der von Kutscha erwähnte Arbeitskreis Übergangsforschung versucht 1991 unter dem Titel „Übergänge in den Beruf“ eine Zwischenbilanz<sup>31</sup>. Auf dieser Tagung wird in zwei großen Abschnitten das differenzierte Panorama der Übergänge ausgebreitet: Stabilität und Wandel im Übergangssystem und Jugendliche Lebensperspektiven vor dem Hintergrund verschärfter Selektionsprozesse und ergänzender berufsqualifizierender Maßnahmen.

### *„Übergangssystem“: eine auf Benachteiligung bezogene Verkürzung*

Beides signalisiert eine gegenüber den Anfängen der Übergangsforschung veränderte Sachlage: Es wird von einem „Übergangssystem“ gesprochen und dieses wird mit

---

<sup>29</sup><http://www.kommunale-koordination.de/konzept-kontext/konzept-kommunale-koordination/erklarungen>

<sup>30</sup> Walter Heinz 1988: Übergangsforschung – Überlegungen zu Theorie und Methodik,, in : Deutsches Jugendinstitut (Hg): Berufseinstieg heute, München, S. 9-29

<sup>31</sup> Ditmar Brock et. al. 1991: Übergänge in den Beruf. Zwischenbilanz zum Forschungsstand, München

verschärften Auswahlprozessen und erforderlich gewordenen ergänzenden berufsqualifizierenden Maßnahmen in Verbindung gebracht. Nicht um die „differenzielle Übergangsforschung“ auf der gesamten Breite der Übergangsverläufe und ihrer Rahmenbedingungen geht es, sondern es rückt ein Teilbereich der Übergänge ins Zentrum der Aufmerksamkeit, nämlich jene, bei denen der Eintritt in die Berufsausbildung gefährdet oder mit Risiken verbunden ist. Diese problematische, aber ausbildungs- und arbeitsmarktpolitisch geförderte Verengung des Verständnisses von Übergang und seine enge Verknüpfung mit Benachteiligung wird uns das nächste Jahrzehnt begleiten.

*1989*

Nur in der Einleitung von Ditmar Brock kommt zur Sprache, was 1989 mit der Wiedervereinigung auf die Tagesordnung gesetzt, aber noch nicht bei der Übergangsforschung angekommen ist: nämlich der Strukturbruch in den neuen ostdeutschen Ländern und dessen Folgewirkungen für die Übergänge im gesamten Deutschland. Seine Erwartung: „Wenn die Prognosen zur Entwicklung der Industrie – und Beschäftigungsstruktur auf dem Gebiet der ehemaligen DDR auch nur in etwa zutreffen, dann wird die Sicherung beruflicher Ausbildungsmöglichkeiten, insbesondere die Ergänzung eines infolge ökonomisch unumgänglicher Betriebsstillegungen zeitweise unzureichenden Lehrstellenangebots zu einer wichtigen Zukunftsaufgabe. Für ihre Lösung bekommen Ergebnisse der Übergangsforschung der 80er Jahre unverhofft eine wichtige Bedeutung“.<sup>32</sup> Es wird also eher in Kontinuitäten als in Brüchen gedacht...

*(Dortmund, im April 2021)*

---

<sup>32</sup> Ditmar Brock 1991: Übergangsforschung, in: Ditmar Brock et. al. : Übergänge in den Beruf, S. 19